

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

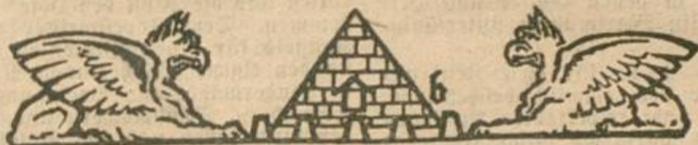
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

15.12.1929 (No. 50)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 50



15. Dez. 1929

E. v. Sallwürk / Wittkop, Volk und Erde
Alemannische Dichterbildnisse*)

Man hat über den Wert der großen Literaturgeschichte von Nader, in der die Dichter aus dem landschaftlichen Raum heraus gedeutet werden, in dem sie gelebt haben, vielfach gestritten. Gewiß darf der Standpunkt einer solchen Betrachtung nicht zu einseitig verfochten werden, als wäre es der einzige, von dem aus sich die literarischen Dinge richtig beurteilen ließen. Viele Schriftsteller aber wurzeln doch so tief in der landschaftlichen Umwelt, daß sie, einmal durch Zwang oder Wahl dem Heimatgebiet ihres Geistes und ihrer Seele entzogen, hilflos und wertlos werden. In besonders entscheidender Weise hat jedenfalls der alemannische Boden die Menschen geformt, die auf ihm geboren sind. Dieser Stamm prägt Charaktere von ganz festumrissenen Linien, die nicht im Wandel der Zeiten sich abschleifen und sich nicht Fremden angleichen. So bleiben gerade die geistigen Vertreter dieses Stammes, so individuelle Kräfte sie entwickeln mögen, in ihrem Wesen der Urmutter Heimat innerlich gleich und bilden miteinander eine feste geistige Gemeinschaft.

Dies zu erweisen und darzulegen, hat sich der Freiburger Germanist Professor Wittkop zur Aufgabe gemacht. Die Methode, auf dem Wege der Vereinzelnung ein Gesamtgebiet darzustellen, ohne den Rahmen zu zerreißen, der es umschließt, liegt dem Verfasser, wofür sein zweibändiges Werk „Die neuere Lyrik“ (bei Teubner) schon vor Jahren den vollgültigen Beweis erbracht hat. Durch die dauernde Beziehung auf einen gemeinsamen Kern erhalten so die Einzelschilderungen eine gewisse Größe, während die Superfluität und Spitzfindigkeit, die leicht die literarische Gattung des Essays unerfreulich macht, weil er mit dem Anspruch ausgeführter Verfeinerung und Besonderheit des Urteils austritt, in solchem weiten Zusammenhang keine Stelle finden und die Lektüre so angenehm und leicht eingänglich wird.

Das alemannische Gebiet, das hier erfaßt wird, liegt in der Schweiz und in Süddeutschland, und wird zeitlich vom Mann im Lodenburg, Pestalozzi und Hebel und der Gegenwart begrenzt. Die Anteilnahme am Biographischen ist nicht immer gleich. Wo, wie bei Pestalozzi Werk und Leben sozusagen eins sind, wird der Ablauf dieses Lebens ausführlicher entwickelt; wo das äußere Leben die schriftstellerische Leistung bestimmt wie bei Gotthelf und Keller, wird das Milieu genau dargestellt, in dem sich die Dichter bewegen. Bei Scheffel spielt das Leben in der Gegenwart gar keine Rolle; er ist vollkommen geschichtlich eingestellt und lebt nur in der Vergangenheit. Aber da sein Leben sich aus

seiner krankhaften Natur mit tragischer Notwendigkeit entwickelte, mußten die einzelnen Stufen dieses dauernden Niedergangs aufgezeigt werden. Die modernen, noch lebenden Schriftsteller werden dagegen nur literarisch gewertet.

Es ergibt sich aus der Natur solcher kurzen Einzeldarstellungen, daß sie das Gesamturteil auf eine einzige Idee zusammenfassen oder den Gegenstand aus einer vorgefaßten Meinung beleuchten. Darin liegt das Bedenkliche, weil die gerade bei einem Dichter so wesentlichen scheinbaren Imponderabilien des Irrationalen unter dem scharfen Zugriff der Kritik leicht verkümmern; andererseits verleiht die Kürze und notgedrungene Schärfe des Urteils der Skizze den besonderen Wert vor vorsichtig abwägenden ausführlichen Darlegungen. Man wird Wittkop zugestehen müssen, daß er das Sachliche und Persönliche richtig gegeneinander abgewogen und lebendige, überzeugende Bilder geschaffen hat. Besonders interessant sind seine Urteile über die zeitgenössischen Dichter. Die tragische Unzulänglichkeit Götts, den badischer Lokalspatriotismus doch wohl ziemlich überschätzt hat, wird gut begründet; Emil Strauß und der im Westanschaulichen sich vergräbelnde, zum Teil wundervolle Hermann Hesse sind klar herausgearbeitet. Burte, der im rein Mundartlichen Hervorragendes leistet, läßt seine rauhe und ungeschlachte Kraft im Hochdeutschen zu leicht ins Pathetische ausströmen, während sein Roman Willheber künstlerisch unfrei ist und vergessen zu werden verdient. Die Gegenüberstellung Burtes mit seinem bewunderten Meister Hebel zeigt in aufschlußreicher Beweisführung, warum Burte nie die enge Verbundenheit mit seinen Heimatgenossen haben kann, aus der Hebels Größe und klassische Gültigkeit erwächst. Jacob Schaffner und der blasse Spintifreier Albert Steffen, der aus seiner elsässischen Heimat vertriebene, bis zu seinem Tode in Weimar tätig gewesene Lienhard und sein etwas mehr problematischer Landsmann René Schickel machen den Schluß. Zwischen den älteren und den modernen Dichtern steht der tief im lebendigen Leben wurzelnde, gläubige Heinrich Federer. Man hat also ein landschaftlich und zeitlich weit angelegtes Bild vor sich. Alle Gestalten sind mit Eingabe und feinem Verständnis für die Eigenheit des alemannischen Volkstammes und seiner hervorragenden Vertreter geschildert. So ist Wittkops Buch ansprechend, im Urteil zuverlässig und kenntnisreich geschrieben. Es reißt sich, auch in der wertvollen Ausstattung, den Dichterausgaben des Verlages an, unter denen gerade die Alemannen Hebel, Keller, Gotthelf und E. F. Meyer vorzüglich vertreten sind.

*) E. F. Müllers Verlag, Karlsruhe, 1929.

Jrmgard Tanneberger / Aus der Frühzeit der Karlsruher Oper

Die Oper ist die Kunst der Höfe, der typische Ausdruck unbeschränkter Herrschertum und glanzvollster Spiegel sinnfroher Lebensgenusses, verschwenderischer Prachtliebe und schmeichelnder Eitelkeit. In Italien verjuchten stolze Fürsten den Zauber der Antike wieder zu erwecken und ließen eine Theaterkunst entstehen, deren Seele der leidenschaftliche Hang zu strahlendem Prunk, festlicher Eleganz und hochmütiger Repräsentation war. Aus malerischen Aufzügen, technischen Dekorationskunststücken, umfangreichen Balletts und vereinzelt Sologefängen bildete sich eine Form szenischer Darstellung, die der beschwingten Freude des Romanen an allem wechselvoll Bunten in so starkem Maße entsprach, daß auch Frankreich der interessantesten Neuheit gern gästliche Aufnahme gewährte, da sie geeignet schien, den Strahlenkranz ums Haupt des Sonnenkönigs Ludwig noch heller aufleuchten zu lassen.

Baden ist von jeher Grenzland gewesen, hat darum viele Kriege über sich ergehen lassen müssen, aber auch stets in regem Austausch geistiger Güter mit den Nachbarländern gestanden. Darum war es nicht weiter verwunderlich, daß nach der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges und der Familienstreitigkeiten zwischen den Häusern Baden-Baden und Baden-Durlach Markgraf Wilhelm beim Besuch des Durlacher Prinzen Friedrich auf einem im Schlosse eigens errichteten „Theatrum“ ein großartiges Ballett aufführen ließ, in dem die Sonne Merkurius, Venus und Ceres mit Nymphen und Hirten auftraten, artige Gesänge zu Gehör brachten und nach den Anweisungen eines französischen Tanzmeisters ihre Reigen schritten. 1666 und 1669 wurden erneut großartige Darstellungen arrangiert, in denen Götter und Helden, Tiere und Früchte die Pfalzgräfin Maria ihrer untertänigsten Ergebenheit versicherten.

Nach diesen für internationale — d. h. für diese Zeit) allgemein deutsche — Verhältnisse zwar noch ziemlich bescheidenen, für einen so kleinen Hof aber doch recht respektablen Anfängen nahm das Musikleben Baden-Badens durch die tätige Fürsorge und Anteilnahme der kunstliebenden Markgräfin Sibilla Augusta einen sehr beachtlichen Aufschwung. Eine ansehnliche Hofkapelle wurde verpflichtet und gegebenenfalls durch musikverständige Sakaien verstärkt, italienische Sänger und Sängerinnen unterhielten die hohen Herrschaften, und geschmeidige Töchter des Landes wurden von einem französischen Tanzmeister zu Balletttratten dressiert. 1771 fand jedoch das Treiben ein gar plötzliches Ende durch den Tod des letzten Baden-Badener Markgrafen. Die lange getrennten Teile des einen Landes wurden vereinigt, Rastatt und Baden-Baden verloren als Residenzen an Bedeutung.

Baden-Durlach hatte zwar das Beispiel des benachbarten Hofes schon bald nachgeahmt, aber Kriegswirren zerstörten die zaghaft sprichenden Keime, Muße und — Geld fehlten für alle nur irgendwie kostspieligen Ergötzlichkeiten. Als aber der Begründer Karlsruhes, der Markgraf Karl Wilhelm, zur Regierung gelangte, erhielt das Leben in Durlach und dem später erbauten Lustschloß Karlsruhe das heitere farbenfrohe Gepräge, das auch weniger mit Gütern gesegnete Fürsten ihren Hofhaltungen zu geben bemüht waren. Musik und Liebe sollen nahe Verwandte und von fürstlicher Ponne damals besonders gern zu Gaste geladen worden sein, Karl Wilhelm jedoch wirft man vielleicht zu Unrecht vor, daß er die Damen seiner Neigung nur zu gelegentlichem Zeitvertreib habe ihre Kräfte der Kunst widmen lassen. Wahrscheinlicher ist, daß es ihm nicht nur Abwechslung, sondern auch Freude bereitete, außergewöhnliche künstlerische Leistungen durch seine Huld zu belohnen. Mag auch viel gelästert worden sein über das „orientalische Treiben“ des sinn- und lebensfrohen Landesherren, auf jeden Fall hat er viel für Baden getan und den Ruf Karlsruhes als Musik- und Kunststadt begründet.

Im Jahre 1712 begannen regelmäßige Aufführungen zunächst in der Durlacher Carolzburg stattzufinden, später wurde auch das neuerbaute Lustschloß gewählt, und zwar die Räume, „welche den Flügel gegen die Markställe einnehmen, also gegen die Stadt gesehen, den linken Schloßflügel“. Bis zu sieben Opern wurden im Jahre herausgebracht und des öfteren wiederholt. Die Librettos behandelten vorwiegend mythologische und historische Stoffe — es finden sich Titel wie „Die enthauptete Königin in Schottland Maria Stuart“, „Iphigenia“, „Die erste Königin derer Amazonen Marthezia“ — oder nutzten Allegorien, um dem Fürsten auf delikate Weise zu huldigen. „Die unversälzte Landestreu“ und „Die gekrönte Jugend“ mögen da hingehen, aber „Die Beständigkeit der Treue“ erscheint dem Nachlebenden fast als unartige Anspielung auf deren Gnaden Amouren, die freilich damals so standesüblich waren, daß man sich nicht mehr allzu sehr gewundert haben mag. — Die Kompositionen entstammten entweder der dienstbereiten Feder der nach Sonderdotationen aus der fürstlichen Schatzkammer geizenden einheimischen Konzerts- oder Kapellmeister oder wurden als vollständige Opern von außerhalb bezogen.

Zwar war man im großen und ganzen bestrebt, italienische und französische Vorbilder in Gesang, Tanz, Dekoration und Orchesterbehandlung nachzuahmen, wahrte aber dennoch nationale Eigentümlichkeiten so sehr, daß man fast von einer Blüte der deutschen Oper schon vor Gluck sprechen kann. Vielsach zwangen Sparmaßnahmen zu einer Einschränkung des fremdländischen Einflusses, aber Karl Wilhelm verstand es, aus dieser Not wahrhaft eine Tugend zu machen. Da er teure italienische Kastraten nicht hätte bezahlen können, ließ er zum Teil auch die männlichen Partien von einheimischen Sängern vertreten und es mit der Verpflichtung italienischer Gesangs- und französischer Tanzmeister sein Bewenden haben. Mit den musikalischen Kenntnissen der jungen theaterbegeisterten Badnerinnen war's freilich oft nicht sonderlich gut bestellt, mußten sich doch viele von ihnen ihren Part solange vorspielen oder — singen lassen, bis sie ihn auswendig wußten. Denn an Selbststudium war, da sie des Notenlesens unfähig waren, meist nicht zu denken. Dafür waren sie aber auch nicht nur Sängern, sondern tänzerisch so geschult, daß sie jederzeit im Ballett auftreten konnten. Jede einzelne war schlechtweg für Sologefang, Chor (!) und Ballett verpflichtet. (Moderne Sänger aber halten es meist für eine unerhörte Zumutung, wenn neben der Ausbildung der Stimme eine wenigstens bescheidene Durcharbeitung des Körpers gefordert wird, damit Ohr und Auge sich erfreuen können!)

Die Besoldung des Operpersonals und der Musiker war nicht übermäßig reichlich, doch hatte jeder durch die Zugabe von Naturalien und die „Cost bey Hofe“ (in vereinzelt Fällen) sein Auskommen. Dem Kapellmeister wurde sogar bisweilen noch das Kostgeld für einen Bedienten zugewilligt, und den Sängern standen eigene Wäscherinnen, Küchenmägde, Kellermägde, ja sogar — Kindermägde zur Verfügung. Dennoch haben die Damen bei Schneidern, Schuhmachern und Juden oft recht ansehnliche Schulden hinterlassen und das Bezahlen dem Hof anheimgestellt. Das höchste Einkommen aber bezog der französische Tanzmeister!

Die Kriegswirren des Jahres 1733 unterbrachen aufs neue das so glücklich Begonnene, nur die Markgräfin blieb im Lande, Karl Wilhelm siedelte nach Basel über, die Sänger und Musiker wurden entlassen. Erst nach der Vereinigung der beiden Markgrafschaften ermöglichte die mit der Vergrößerung des Landbesitzes sich einstellende Mehrung der verfügbaren Mittel eine ausgedehntere Kunstpflege, und nachdem im Januar des Jahres 1777 der Konzertmeister Schmittbaur zum „wirklichen Kapellmeister“ ernannt worden war, gewann die Karlsruher Oper mehr und mehr an Ansehen. Die Bezüge der Musiker waren nach wie vor recht bescheiden, aber die Gerechtigkeit der Landesherren, die in Fällen der Not durch Sonderzuwendungen zu helfen verjuchten, verjunkte so sehr, daß nur selten ein Orchestermitglied untreu wurde und sich nach einer besser bezahlten Stelle umsah.

Von der Verpflichtung eines festen Operpersonals war anfänglich abgesehen worden. Heranziehende Schauspielergesellschaften, unter ihnen auch die berühmte Truppe Konrad Ackermanns, hielten sich monatelang in der Residenz auf und brachten deutsche Singspiele zu Gehör, Anstehende Glucks, der auf der Durchreise nach und von Paris (1774 und 1775) mit seiner Nichte in Rastatt und Karlsruhe verweilte, machten Schmittbaur mit den modernen Reformideen bekannt und belebten das Interesse für die Oper. Als darum der Theaterdirektor Appelt im Laufe der 80er Jahre wiederholt mit seiner Truppe wirtschaftlich Piaslo machte und die finanzielle Unterstützung des Hofes in Anspruch nehmen mußte, wurde das gesamte Personal in fürstliche Dienste genommen und Appelt nur die „Entreprise und Direktion“ unter „Fortgesetzter Oberaufsicht fürstl. Hoftheater-Intendant“ übertragen.

Der Spielplan war von nun an ziemlich reichhaltig, brachte auch neu erscheinende Opern Mozarts und Glucks und das Singspiel „Erwin und Elmire“, als dessen Verfasser und Komponist (!) Goethe genannt wurde. In Strassburg, Heidelberg und Pforzheim fanden Gastspiele statt, mit Mannheim, Bonn und vor allem München wurden Partituren ausgetauscht, um die Anschaffungskosten zu sparen.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts erschien bei dem Kurfürsten Wilhelm der Direktor Vogel mit einer Truppe aus Strassburg und übernahm 1803 die Leitung des Theaters. Sein Theaterfundus bildete später den Grundstock des neu errichteten Hoftheaters, das seinen künstlerischen Ruf im Laufe des 19. Jahrhunderts zu mehren und zu festigen wußte. Die Anfänge waren zwar klein und im Vergleich mit Wien, Dresden und München sogar recht bescheiden, um so anerkannterwert war, daß unter politisch und wirtschaftlich ungünstigen Verhältnissen künstlerisches sich zu gestalten vermochte, ein Stützpunkt musikalischer Kultur errichtet und Wertvolles für die Nachlebenden vorbereitet werden konnte.

N. Preisendanz / Zwei badische Sagenfunden

Sonderbares Zusammentreffen hat es gefügt — der Gedanke schien in der Luft zu liegen — daß soeben unabhängig voneinander zwei badische Volksagenbücher erschienen. Da ist es ganz gut und erfreulich, wenn sie nach Anlage und Artung so gehalten sind, daß sie sich keine Konkurrenz zu machen brauchen. Denn Otto Fritz, der durch lehrende wie schreibende Tätigkeit seit Jahren bekannte Karlsruher Schullehrer, hat seine „Badische Sagen“ (Dürres Sammlung deutscher Sagen Bd. 19; 148 S., 4.80 Mk., Leipzig) von vornherein auf die Basis des einfachen, schlichten Erzählens gestellt, wie er ihn selbst in erprobter Praxis vor seinen Schülern fand. Mit völligem Verzicht auf wissenschaftliche Ambitionen und volkstümliche Belehrung, die man aber etwa in einer kleinen Einleitung oder in einem Anhang mit Anmerkungen doch ganz gern wenigstens angeknüpft gesehen hätte! Mancher Erwachsene, der auch mit Genug in das hübsche Buch sehen wird, hat vielleicht Lust, dem und jenem Sagenmotiv nachzugehen, und wäre für einen genaueren Quellenachweis dankbar, als ihn die nur knappe Literaturübersicht liefern kann. Aber das liegt nun einmal nicht im Charakter der Dürreschen Sammlung. Diese erzählerische, nicht zuletzt auch erzieherische Einstellung ergab dem Sammler seine Auswahl: er mußte auf den, allgemein gesagt, ethischen Inhalt seiner Sagen achten und hatte so auf manches Netze, wie das Konstanzer Schneefind des Modus Liebinc mit Rücksicht auf sein jugendliches Lesepublikum zu verzichten. Man darf also auch in dieser Art populärer, das Kindergemüt anregender Wiebergabe, die sozusagen die Ueberlieferung mündgerecht machen will, keine Quelle im wissenschaftlichen Sinne sehen. Der Nachzähler hat es für sein Recht gehalten, den oft in Varianten und abweichenden Formen vorliegenden Stoff auf seine Art zu bearbeiten und umzuarbeiten, da und dort wohl auch im Bestreben, der mitunter nur elementar gegebenen Materie eine Pointe fürs Hörerohr zu verleihen. „Frei erzählen“ will Otto Fritz, natürlich ohne auch nur entfernt sich solche Freiheiten gegen die Ueberlieferung herauszunehmen, wie sie sich Abr. Schäffer etwa der griechischen Helden Sage gegenüber gestattete. Daß er nicht nur aus den gedruckten, längst bekannten Sagen Sammlungen schöpft, sondern aus mündlichen Berichten, ist heute, wo die alten Leute, einzige Träger dieser Volksüberlieferungen, in nicht allzu großer Zahl zu finden und nicht immer zur Preisgabe ihres Wissens zu gewinnen sind, sehr dankenswert. Die Anordnung des Stoffes verteilt die Sagen, die beispielsweise, mit Vermeiden von Motivwiederholung gewählt sind, lokal, nicht nach thematischer Entwicklung — bei der Auswahl von gegen 60 Nummern kommen fast alle Gegenden des Landes zu Wort, und so wird das Buch schon aus diesem Grund überall in Baden eifrige Leser finden. Eine Erzählung vom Ursprung des Mannheimer Rosengartens hat J. A. Beringer nach Schnezlers langatmigem Bericht bearbeitet; Karlsruhe ist mit der reizend illustrierten Geschichte von der Hexenwäsche („Mohrle, nur sauber!“) und dem Stadtgründungsraum im Hardtwald vertreten; für Durlach ist eine Ausmalung der 12. Schnezlerschen Turmbergsage gewählt; für Ettlingen die Ringesgeschichte, die durch eine Liebesepisode, wohl eigener Zutat, erweitert wird. Die vierhundert Pforsheimer durften nicht fehlen als Beleg für Eindringen des Sagenhaften in die Historie; den Pforzheimer „Bierkönig“ oder den „Hiden Amtmann“ hätte man gern noch daneben gesehen. Aber wie ich weiß, hat Rektor Fritz einen großen Teil seines gesammelten Materials aus Raumgründen zurückstellen müssen; vielleicht läßt sich später ein zweites Anthologiebändchen für Baden ermöglichen: der vorhandene Stoff an Sagen ist ja reich genug. Wertvollen Buchschmuck hat Lothar Rohrer beigezeichnet mit vielen ansprechenden, der Stimmung angepaßten Zeichnungen; den begabten Schüler W. Württembergers verrät das kräftige Dedelbild. Die Gesamtausstattung des Buches erwirbt sich durch Gediegenheit des Einbandes, schönes Format und klaren Druck alles Lob; es ist nach Inhalt und Aufmachung durchaus geeignet, das badische Sagenbuch der Schule zu werden.

Wie diese Sammlung den Weihnachtstisch möglichst vieler Schüler und Schülerinnen bereichern sollte, gehören die „Schwarzwald-Sagen“ von Johannes Künzig (388 S., 35 Taf., 34 Abb., Jena, G. Diederichs, geb. 10 Mk.), der erste Band einer „Alemannischen Stammeskunde“, in Hand und Bücherei des Lehrers, jedes Volkskundlers, von jedermann, der sich über die Sagenmotiv-Verteilung, ihre Entstehung und Wanderungen im alemannischen Stammgebiet gründlich unterrichten will. Hier ist das Buch, das der badische Volkskunde schon lang gefehlt hat: ein systematisch angelegtes und ausgebautes Archiv für alle Schwarzwaldsagen — des Schwarzwaldes im weiten Umfang von Altrach-Donau-Linie bis Karlsruhe-Durlach. Die einzig mögliche und richtige Ordnung des zunächst schier unübersehbaren Materials war die nach Motiven und Themen der Sagenstämme und -zweige, wie sie J. Künzig schon in seiner kleinen, überraschend vielhaltigen Sammlung von 1923 eingehalten hat. Die chronologische Ueberblick: Artümliches im Volksglauben, christlich-fürlicher Einfluß, Zusammenhang mit Historie, ergibt sich bei dieser Auffassung von selbst. Die Ueberlieferung wird hier mit textkritischer Genauigkeit, frei von erzählerischen, belebenden Zutaten mitgeteilt; reiche Quellenachweise und Anmerkungen mit dem unentbehrlichen Apparat des Volkskundlers ermöglichen das Nachprüfen der Wiebergabe auf Zuverlässigkeit oder weisen mindestens die nächsten Wege zum Weiterforschen. Leider fehlt das überaus nützliche Sachregister aus leidigen Raumgründen: ich habe es auf Schritt und Tritt schmerzlich vermisst. Lieber noch hätte ich auf einen Teil des überreichen Bildschmuckes verzichtet, der hier nicht auf Stimmung ausgeht, sondern vermittelnd und verständlichend in die Gegend der bodenständigen Sage einführen will. Stadt-, Landschafts-, Trachtenbilder liefern eine wichtige, psychologisch und genetisch nicht zu unterschätzende Basis fürs Beurteilen der Motivgestaltungen.

Wohl alles, was an Sagen im alemannischen Land lebt oder einmal lebte und uns überliefert wurde, hat Künzig sorgfältig zusammengestellt und an seinen Platz innerhalb der Gesamttradition verwiesen. So genau, daß es wohl möglich wäre, dieses Material nach Einzelmotiven auf einer Sagenkarte zu verzeichnen und damit nach Wegen, Wanderungen, Uebertragungen zu verfolgen. Hier finden wirklich alle Gegenden, die Sagen beherbergen, ihre Sagen wieder. In 600 Ortschaften aus alemannischem Bereich sind vertreten, 3000 Sagen, freilich einschließlich ihrer Varianten und Parallelen waren gesammelt, doch reichte die Mitteilungs von etwa 1000 im Wortlaut hin; der Rest konnte durch Verweise in die Anmerkungen abgeschoben werden, ohne daß es dem Wert des Ganzen Eintrag tat. Auch bei Künzig ist natürlich unsere engere Gegend vertreten: Karlsruhe, Durlach und die umliegenden Dörfer. Beide Städte, wie Ettlingen, Pforzheim und Baden-Baden gehören mit Freiburg, Gernsbach, Münsertal, Oberachern und St. Peter zu den im Register am reichsten bezifferten Ortschaften. Auch die „Hexenwäsche“ wird wieder erzählt, aber woher das Motiv kommt, wann es zuerst in Karlsruhe auftaucht, erfährt man nicht. Doch verdient Beachtung der Hinweis Künzigs auf die ähnliche Geschichte in St. Georgen und auf die Klage, die im Simonswäldertal beim Knöpfelmachen hilft!

Das Buch ist ein beträchtliches Dokument für die badische Kulturgeschichte und führt mitten ins oft so unklare, von dunklen Instinkten aus alter Zeit hergeleitete Denken des Volkes hinein. Sehr altertümliche Rudimente von Zauberglauben leben in vielen dieser Sagen fort oder erstehen wieder, vermengen sich mit jüngeren Elementen und verwirren die Berichte aus historischer Zeit: da zeigt es sich, wie viel mehr Sinn das Volk besitzt für abergläubische Vorstellungen und Phantasien als für historische Ereignisse und geschichtliche Treue bei ihrer Weitergabe. Raum auszuschnüpfen ist der in Künzigs Werk zusammengebrachte und sachmännlich geordnete Stoff: auf diesem zuverlässigen Grund kann der Volkskundler mit sicherem Erfolg weiterbauen.

Erich Graf / Bei Emanuel von Bodman

Bildnisfizze

In der Großstadt war er nur in Kaffee zu sprechen, inmitten zerstreuer Musik, plauderender Gruppen, zärtlich sich gebärdender Liebespaare, und setzte sich meist an Tischen nieder, von denen man aus den ganzen Raum übersehen konnte, wobei keine einzige Bewegung entging oder ein allzu heftig ausgestoßenes Wort sich verlor, ohne von ihm irgendwie eingefangen, innerlich notiert zu werden. Er sah gleichsam als die Seele im Lokal, als Spizel, Kontrolleur, Beobachter, Reporter, ein Alleswissenwollender... und war doch „nur“ ein einfacher Dichter, dem jede schön gewachsene, ihrer reinen Idee am nächsten kommende Blume Tränen der Freude entlockte, der sich einem kleinen, entblößten Bäumchen, das hilflos an eine kahle Hauswand angelehnt, sein Auge lockte, hinwandte in rührender Liebe, wie zu einem armen, halbverhungerten, elternlosen Kind. Er war ein zarter, schwächlicher Mann, eine äußerlich beinahe unsichtbare Gestalt, die auf nichts Besonderes hindeutete, die aber bei näherem Betrachten sich als ein ewig glühender sich verzehrender, brennender Organismus

offenbarte. Ein Mann, dessen Augen fortgesetzt funkelten, und wenn ihn ein neuer, tiefer wirkender Eindruck entzündete, aufglühten wie einsame Sterne in hell dunkler Nacht —, dessen Gesicht in fortgesetzten Verzerrungen und Windungen, ja Ueberwindungen, innere Explosionen und Detonationen abkonterföte und widerspiegelte, wie eine unschuldig-harmlose photographische Platte; ja, dessen ganzer Körper in jeder Sekunde auseinander zu bersten schien, der viel zu schwach und zart ansah, um die brodelnden, sich überstürzenden Lavamassen des Inneren zusammen zu halten, zu glätten und gegenseitig auszulösen.

Er war nur in einem Kaffee zu sprechen, zu einer bestimmten Zeit in einer festgelegten Abendstunde, wenn die Bummler, Neugierigen, die Tagmüthen und Nachtlüsterer wie zusammengetriebene Herden in die muffelburchfluteten Räume eindringen, um ihren Wokla zu schlürfen, schlechte Zigaretten zu rauchen oder die neuesten Tageszeitungen umzublätern, um darin meist nur die verlockenden Ueberschriften anzustarren und jeden „Inhalt“ pain-

licht zu umgehen. — Dann war er in seinem Element, erkannte die ausgeräumten Heberschriftenmenschen, die mannstollen Frauenzimmer mit ihren schimmernden Knien, ihren ausrafierten Hälsen, auf denen Puppenköpfe saßen, die hundertmal eingepuderten oder balsamierten Mumienshäuptern ähnelten. Er beobachtete scharf die nervös spielenden Finger der ewig Ruhelosen, die im Kaffee ihre Ruhe zu finden glaubten, lächelte über die fragwürdigen Unterhaltungen ideenloser Politiker oder Leuten, die Politik zu verstehen glauben und die nicht wissen, daß sie in einem Satz fünf sich widersprechende Ansichten ausdrücken. Er freute sich über das aalglatte Lächeln der ewig jagenden und wie aufgezoogene Drahtpuppen hin und her bekenden „Ober“, die seit langem die trostlose Leere dieses Lebens erkannten und sich wie verkleidete Könige vorkamen, welche die Herzen ihrer Untertanen kennen lernen wollen oder schon kannten und in jeder Bewegung „Herrschaft“ zum Ausdruck brachten. Die Beherrschung des „anderen“ durch dienen.

Vorsichtig rührt er seinen Kaffee, den er mit Naturzucker versüßt, um und blinzelt mit jeder Bewegung wie ein Fuchs nach der nahen Umgebung, alles in sich einfangend, was irgendwie in den langsam sich abwickelnden Sekunden geschieht. Spricht anfänglich nur von ganz harmlosen Dingen des Alltags, will von seinem Nachbar, Kontrahenten, Unterhaltungsgegner möglichst viel über und aus dem Alltag wissen, interessiert sich für das nebensächlich-belangloseste Geschehen, für alle Unter- und Hintergründe des Seins, als ob er ein von der Regierung beauftragter Späher wäre, der die verborgenen Regungen des Menschen zu entdecken und aufzuschließen hätte, um nachher genau Bericht zu erstatten.

Und aus den Unterhaltungen über das Banalste wittert er die Gegensätze, die furchtbaren Spannungen, die Tragik des ganzen Zusammenlebens der Menschen, rührt plötzlich an die Gegensätze, die Abgründe alles Werbens und Entwidels. Seine

anfänglich leise, gedämpfte Stimme wird laut und lauter, er redet wie ein Anwalt, der einen dem Tode Verprochenen in das Weiterleben zurückretten möchte, mit dämonisch-aufwühlenden Worten. Er spricht als Verteidiger der ewig Leidenden, wissen- und gewissenlosen Menschheit, er fühlt sich außerlesen, zu retten, zu heilen, zu bessern, die Welt ihrem Ideal zuzuführen, den sehn- und gewissenslosigen Menschen zu erlösen. Seine Sätze werden zu süchtig Verlangenden zu erlösen. Seine Sätze werden zu Feuerbränden, die alles verzehren und verstummen machen. Er wird zum Dichter, nein, er ist Dichter und Schauender, ein Vorausschauender und Seher, ein Prophet, denn die andern lauschen oder fürchten, weil sie die Wahrheit nicht ertragen können, weil sie zu denen gehören, die nie das Problem „Wahrheit“ und „Wirksamkeit“ berührte, die das Leben einfacher nehmen als ein zu Tal rollender und gelassener zerbröckelnder Stein.

Er sucht das Schreckliche zu fassen und in jene Form zu zwingen, die erschüttert und läutert und kommt, ruhiger werdend, auf das Wesen des Tragischen zu sprechen. Bedauert, daß die Menschen nicht mehr fähig sind, tragisch zu empfinden, daß alles Große und Erhabene abgestumpft sei, der Einzelne zermürbt, widerstandslos, mechanisiert, der aufblühenden Zivilisation verfallen.

Und tiefes Mitleiden zieht über sein Gesicht, eine verschönderte Güte spricht aus seinen Augen, seine Stimme wird weich und schmelzend. Er verstummt und beobachtet, schaut und durchschaut von neuem und geht dann, einsam, allein, nach Hause.

Er war nur im Kaffee zu sprechen. Dort prüfte er noch einmal im Gespräch, im Aushorchen und Abklauschen seine Welt, ließ neue Ideen aufkeimen, verschmolz das Alte, Durchdachte und Durchlebte, um dann in den Nächten und frühen Morgen zu gestalten, zu bauen, aufbauen zu helfen, als Dichter, am tiefgejammerten Volk.

Es waren immer einzigartige Stunden, mit dem Dichter im Kaffee!

Heinrich Bierordt / Adolf Nebel

Ein Schülerschicksal

In meiner Wertheimer Schulzeit (1870—74) zeichnete sich bei allen sportlichen Unternehmungen — das Wortlein „Sport“ war aber damals noch nicht derart im Schwange wie heutzutage und mancher hätte sich vielleicht gar nichts darunter vorstellen können — ein junger Meister in Leibesübungen: Adolf Nebel, eines Domänenverwalters Sohn aus Durlach, hervorragend aus.

Bei, wenn ich nur an seine Schwimmkunst, an seine Fähigkeit, zu tauchen, denke! Unglaublich lange Zeit vermochte er, wie ein Fisch, über den silbernen Flußsand auf dem Grunde des Mains dahin zu huschen; stets mit der Brille auf der Nase, was mich damals in Staunen setzte.

Der Main ist einer der schönsten, wärmsten Badeströme; kaum in einem zweiten deutschen Gewässer kann man im Frühjahr so zeitig und im Herbst so spät noch baden, weil die Sonne, so behaupten die Mainanwohner, den schönen Sandboden erwärmt und die Wärme dann von unten herauf strahlt.

Adolf Nebel hatte gar ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Als in den Juli- und Augusttagen des Jahres 1870 eine hohe, vaterländische Begeisterung die deutsche Jugend ergriff, eilte auch er von der Schulbank, als Sekundaner, zu den Fahnen, um im 5. Badiſchen Infanterieregiment für Freiheit und Ehre des bedrohten Vaterlandes zu kämpfen. Dort hat er sich durch heldenhafte Unerſchrockenheit das Eisene Kreuz verdient — damals eine weit seltener, darnach höher bewertete Auszeichnung als später im Weltkrieg.

Diese Tapferkeit des jüngsten Soldaten jenes Truppenteils erfuhr noch eine besondere Ehrung dadurch, daß ihn das Regiment als seinen Vertreter im sogenannten „Kombinierten Bataillon“ zum ruhmvollen Einzug des siegreichen Heeres in Berlin am 16. Juni 1871 entsandte. Dieses „Kombinierte Bataillon“ war aus je einem, mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Vertreter sämtlicher deutschen Regimenter gebildet und erweckte bei seinem Erscheinen als militärisches Sinnbild der geeinten deutschen Stämme allenthalben einen Sturm jubelnder Begeisterung.

Kam es Adolf auch hart an, nach der wilden Freiheit des Krieges noch etliche Jahre sich als Schulfreige schürigeln zu lassen, so biß er dennoch in den sauren Apfel, da er die ärztliche Staatsprüfung ablegen wollte und dazu das Reifezeugnis der Abgangsprüfung nötig hatte.

Aus Gefälligkeit und wegen Mangels an einem anderweitigen Fachturnlehrer, hatte der gewandte, körperlichschmeidige, herkul-

starke Obersekundaner — er war durch Schulmishandlung und Feldzug um Jahre zurückgeworfen — den Turnunterricht für das ganze Gymnasium übernommen und dann mehrere Jahre mit Erfolg durchgeführt; er gehörte somit, trotz seiner Eigenschaft als Schüler, gewissermaßen zugleich als Lehrer dem Lehrkörper der Anstalt in eigenartiger Doppelstellung an.

In der Abgangsprüfung, Herbst 1874, trug der Held sein Eisernes Kreuz und etliche kriegervorbene Denkmünzen — und oh! — philisterhaft-engherzige, spießbürgerlich-haarpallende Schulmeistererei — ich finde kein anderes Wort dafür, gewann es wahrhaftig über sich, einen solchen jungen Mann, der sich, wie wir sahen, noch ganz besondere Verdienste als Turnlehrer um die Anstalt erworben hatte, wegen einer verfehlten Geschichtstabelle durchfallen zu lassen! und zwar mit der Auflage, ein halbes Jahr, bis kommende Ostern (1875), nachsitzen und nochmals die Reifeprüfung dann allein nachmachen zu sollen!

Dabei wünschte jeder Lehrer ganz genau, daß Adolf Arzt werden wollte und an künftigen Krankenbetten gewiß keine Geschichtsüberflüchten und keine Logarithmentafeln brauchte.

In jedem andern Lande — Frankreich schwebt mir vor allem vor — hätte man einem um Vaterland und Schule gleich verdienten, längst schon hochschulreifen — das beweisen seine deutschen Aufsätze — Menschen, der im Felde draußen Leben und Gesundheit in die Schanze schlug, indes seine Professoren bequem-beschaulich daheim am Ofen und an Wirtstischen kammertekerten, die Prüfung, wenn nicht völlig erlassen, so doch tunlichst erleichtert! . . .

Endlich gelang es dem Schuldner, das Joch abzuschütteln. Ich hatte Wertheim ein halbes Jahr vor ihm verlassen. An Ostern 1875 stürzte freudestrahlend Adolf Nebel, sein gewohntes „Plaid“ um und mit riesengroßer Schalnadel vornen zusammengehalten, in mein Zimmer zu Karlsruhe, und umarmte mich mit einem aus tiefster Seele kommenden „Endlich befreit!“ Man glaubte, einen Sträfling nach jahrzehntelanger Haft vor sich zu haben . . .

Nebel ward ein tüchtiger Arzt zu Weinheim an der Bergstraße. Aber schon nach wenigen Jahren, nach kurzem Gatten- und Vaterglück, bekam der frohe, kraftmenschen plöblich ein Loch im Darm und starb in schönster Mannesblüte schnell dahin . . .

Ruhm und Ehre sei deinem Andenken, du Armer, du Vielgequälter!

Wilhelm Kraft / Moorwässerlein

In Rinnalen, schlammig und eben,
krümmt sich sein müder Lauf.
Es kann nicht recht sterben und leben,
ein Miesel hält es schon auf.

Es wispert nur sparsam und schicklich
und schäumt nicht über das Maß,
ist Schnaken und Schnecken erquicklich
und fenchet den Kröten das Gras.

Die Welt hält' es beinahe vergessen,
weil sich sein Welt verlor;
drum schickt es nach reifem Ermessen
einen giftigen Nebel empor.

Der bracht' es in aller Munde,
vom Mund ins Blut sogar. —
Da ward zur selben Stunde
sein Dasein offenbar.